

Nr. 258. Bromberg, den 8. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(4. Fortsetzung.

„Was tut denn das? Bei uns zu Hause steht sie den ganzen Tag offen", sagte Petra ruhig. „Aber 's ist nett von Ihnen, daß Sie mir's gesagt haben."

Sie ging hinein und fing an, ihre Sachen auszupacken. Aber plötzlich konnte sie die Augen nicht mehr offen halten. Sie zog sich eins zwei drei aus und sprang ins Bett, dabei fiel ihr die Hovelsen ein, sie torkelte wieder heraus und durchs Zimmer, öffnete die Tür nach dem Entree und rief einer Gestalt draußen im Halbdunkel zu: „Nacht, ich gehe schlafen."

Wilhelm Weyer blieb höchst erstaunt stehen, als er beim Hinausgehen in dem hellen Türritz ein langes weißes Nachthemd und ein braunes Mädchenköpfchen sah.

„Kann ich Ihnen nicht verdenken. Gute Nacht, mein gnädiges Fräulein", sagte er und lachte.

Die Tür flog wie der Blitz wieder zu.

Wilhelm Weyer blieb einen Augenblick stehen; dann machte er die Wohnstubentür ein wenig auf. „Du, Tante Letta, ich glaube, ich kann morgen doch zu Tisch kommen."

Als Hovelsen auf ihr Zimmer kam, sah sie nur ein braunes Stück Nacken ganz dicht an der Wand und zwei dunkle Zöpfe, die über den Bettrand hinabbaumelten.

„Armes Wurm, kann einem leid tun", sagte Hovelsen und hob die Kleidungsstücke, die der kleine braune Fuß im Schlaf vom Stuhl hinuntergeschuppt hatte, wieder auf.

*

Die Morgensonne brannte auf einer kurzen braunen Nase, mit kleinen, fast schwarzen Sommersprossen an der Wurzel und langen schwarzen Augenwimpern.

Petra wachte auf, rieb sich die Augen und richtete sich auf, in allerhöchster Verwunderung. Die Sonne kam ja verkehrt herein — von hinten — und Hovelsens Nachtmütze und ihr runder Nachtjackenrücken waren anfangs ganz unbegreifliche Dinge. Aber als es ihr endlich wieder einfiel, wo sie war, und daß es nur ein Tag und eine Nacht und nicht hundert Jahre waren, seit sie daheim in ihrem eigenen Zimmerchen aufgewacht war, sprang sie aus dem Bett, plantschte um sich mit Wasser und einem nassen Handtuch und zog sich an.

Sie schlich sich in die Wohnstube, zog die Gardinen auseinander und machte die Gartentür weit auf. Das Licht floß wie ein Strom herein. Sie ging in den Garten, wo es frisch vom Tau der Nacht roch. Die hochstämmigen Rosen dufteten stark und hatten noch all ihre hellen und dunklen Köpfe wohlerhalten.

Ein Glück wenigstens, daß der alte kranke Mann all die schönen Blumen anschauen kann, dachte Petra. Aber da fiel ihr ein, daß die Hovelsen gesagt hatte, der Amtmann käme nie heraus, er säße den ganzen Tag in einer Ecke. Na, da konnte er doch wenigstens ein paar bei sich drin haben — und resolut ging Petra von Stamm zu Stamm und biß mit ihren breiten weißen Zähnen die schönsten Rosen ab. Dann trug sie sie hinein und stellte sie in eine Vase an das obere Ende des Tisches.

Sie ging wieder auf ihr Zimmer und fand Hovelsen in einem dicken gestrikten, wollenen Unterrock, im Begriff, ihren falschen Zopf zu flechten, dessen eines Ende sie mit den Zähnen festhielt. „Ich habe nämlich meiner seligen Mutter versprochen, immer in Wolle zu gehen", sagte sie, und dabei prustete sie und stöhnte vor Hitze.

„Machen Sie den Kaffee zurecht, Kind; die Jnädje trinkt den Kaffee im Bett; sie frühstücken spät", sagte Hovelsen.

„Können Sie guten Kaffee machen? Die Herrschaft trinkt bloß gezogenen, ja."

„Solchen ekligen bitteren, der immerzu durch einen kleinen Sack läuft? Den kriegen wir bei meiner Kusine auch. Aber bei uns wird der Kaffee gekocht, da reicht er länger."

„Jch finde auch Ziehkaffee lang nicht so gut. Der setzt sich auf die Brust", sagte Hovelsen vertraulich. „Draußen kochen wir'n natürlich."

Petra machte das Tablett fertig, und als Hovelsen ihre Toilette beendet hatte, lehrte sie Petra den Kaffee nach dem Geschmack der Jnädjen zu machen und zeigte ihr, wo Gläser, Tassen und Deckzeug zu finden waren.

„Sie können erst die Blumen begießen", sagte Hovelsen. Und Petra füllte eine Gießkanne nach der andern und goß alle Töpfe so voll, daß das Wasser in den Unterschalen wieder hochkam und überfloß.

Als Petra die siebente Gießkanne voll holte, wurde Hovelsen aufmerksam.

„Du meine Jüte, was wollen Sie denn mit all das Wasser?" fragte sie. Aber Petra war schon wieder nach draußen gewippst und goß vor lauter Wohlwollen immer weiter. Und als Hovelsen hereinkam, rieselten von jeder Fensterbank kleine Bäche herab.

„Ach Jotte, ach Jotte, was 'ne Manscherei", sagte Hovelsen und schlug vor Entsetzen die Hände zusammen.

„Die armen Dinger haben solchen Durst bei der Hitze. Zu Hause im Garten gieße ich noch doller."

„Jm Garten, das glaub' ich", sagte Hovelsen, „da gucken Sie mal, die Pfützen."

„Psch, Jenny muß sowieso hier aufwaschen", sagte Petra. „Da ist sie ja schon."

Jenny kam kichernd herein, stellte den Scheuereimer mitten ins Zimmer, so daß er schulpte, und schmiß den nassen Lappen mit einem Klatsch auf den Boden.

„Jetzt machen Sie wieder solchen Radau, daß die Jnädje Sie hören kann", mahnte Hovelsen. „Aber machen Sie man bloß 'n bißchen fix, daß Sie nicht zu spät mit den Semmeln kommen."

„Vielleicht macht's Fräulein Febbeler Spaß, nach'n Bäcker zu laufen und die Semmeln zu holen", schlug Jenny vor; „es ist ganz dichte bei."

„Gern."

Petra erhielt Bescheid, riß ihren Hut vom Haken und lief hinaus.

Beim Bäcker war die Versuchung groß, trotz der guten Vorsätze ihr Geld zu sparen, und Petra kam heraus, an einem großen Stück Apfelkuchen schmausend. Dabei lief sie drei jungen Herren fast in die Arme.

„Nein — aber", rief der eine erstaunt; er grüßte und wurde rot.

„Gut bekommen?" nickte Petra im Vorüberlaufen.

Einen Augenblick darauf hörte sie rasche Schritte hinter sich. „Guten Morgen, Fräulein. Ja, wie soll man das nun nennen, daß wir uns gleich am andern Tag wieder in die Arme rennen."

„Höhere Fügung", schlug Petra vor; „so würde Maren es genannt haben."

„Na, und wie geht's in der leichten und angenehmen Stellung? Bei wem sind Sie denn?"

„Famos", antwortete Petra sicher. „Amtmann Tuesen heißt er und ist krank. Ich glaube, bei dem bin ich."

„Sonst pflegen doch immer die „Sie's" das Wichtigste zu sein für junge Damen in leichten und angenehmen Stellen."

„**S i e** mag mich nicht", sagte Petra aufrichtig; „aber das gibt sich wohl."

„Sicher", sagte er und wurde wieder rot. „Tuesen? Das ist doch sicher Wilhelm Weyers Erbonkel. Für Weyer werden Sie natürlich sofort schwärmen, er ist der Liebling aller Damen."

„Ja, ich weiß schon. Hovelsen ist ganz begeistert von ihm", sagte Petra. „Ich hab' 'nen Brief von ihm gekriegt. Übrigens pflegt die Sorte nicht gerade amüsant zu sein. Zu Hause war auch mal so einer, so wie Sie. Ich meine also einer, der Doktor werden wollte. Und alle sagten, alle wären verliebt in ihn. Gräßlich war er. Mit mir ließ er sich nicht herab zu sprechen. Aber vor 'ner Kuh kniff er aus, der Bangbüx. Aber Sie sind gewiß vor nix bange, was? Bloß vor Pest und Cholera und so was, wo Doktors vor bange sein müssen."

Und zwei klare große Augen sahen mit rückhaltloser Bewunderung zu einem runden sommersprossigen Gesicht auf. Sie blieben ein gutes Weilchen stehen und schwatzten. Plötzlich fuhr Petra in die Höhe.

„Die Semmeln", rief sie, schüttelte ihm die Hand und flog wie ein Vogel davon.

Er blieb stehen mit dem Gefühl, nichts von all dem, was er sagen wollte, herausgebracht zu haben. Aber jetzt wußte er doch wenigstens, wo sie zu finden war, und er ging durch den Schloßpark und summte fröhlich vor sich hin.

Petra fing an, den Frühstückstisch zu decken. Inzwischen kam ein Kutscher, um Hovelsens Sachen zu holen, und mitten in all den Radau von Kofferschleppen und Getrampel von schweren Kutscherbeinen klingelte es wie besessen durchs ganze Haus.

„Der Amtmann. Jetzt man schnell rein, Kind. Und man bloß nich triebetimpeln, wenn sie's Ihnen zu bunt treiben. Im Anfang is's am schlimmsten", trieb Hovelsen sie an; sie stand schon in der Tür mit drei Umschlagtüchern überm Arm.

Petra stürzte an die Schlafzimmertür, stolperte über die Schwelle und fiel auf den Bauch ins Zimmer hinein, den zweien, die marschbereit dastanden, grad vor die Füße. Sie warteten nur darauf, daß sie den Amtmann von der anderen Seite stützen sollte.

„Uff, sehen Sie sich doch vor. Und gehen Sie wie ein gebildeter Mensch", sagte die Gnädige ungeduldig. „Sie erschrecken Tuesen."

„Ach wo, es war nicht schlimm. Ich hab mir nicht wehgetan", beruhigte Petra und stand auf.

„Na, das war ja schön", sagte der Amtmann. „Wollen Sie mir ein bißchen helfen?"

Petra umschlang den alten Herrn mit ihrem kräftigen Arm. „Lieber Gott, so dünne. Man muß sich ja ordentlich in acht nehmen, daß man Sie nicht mitten durchbricht", sagte Petra.

„Sehn Sie wohl? Sie haben doch Verständnis für einen alten Knickebein. Davon hatte Hovelsen keine Spur. Die war, was Kräfte anbelangt, die reinste Petersilie", sagte der Amtmann zufrieden.

Und Fuß für Fuß ging's nach dem Eßzimmer.

Der Amtmann wurde in den großen Ledersessel am Ende des Tisches gebracht. Die Gnädige sah starr auf den Tisch. „Rosen? Von wem?" fragte sie.

„Von mir", sagte Petra; „das heißt aus dem Garten."

„Die Rosen im Garten anzurühren, ist verboten", sagte die Gnädige streng. „Wir sind stolz auf unsern Garten und wünschen ihn nicht verschimpfiert zu sehen."

„Ich dachte b'oß, es müßte für den Herrn Amtmann nett sein, auch mal'n paar Rosen zu sehen; der Garten gehört ihm doch" sagte Petra. „Aber wenn Sie's nicht mögen, pflücke ich keine mehr ab."

Die Frau errötete über das ganze schlaffe Gesicht.

„Danke, es war hübsch von Ihnen", sagte der Amtmann und warf einen gleichgültigen Blick auf die Rosen. Er machte sich gar nichts aus Blumen.

Petra holte die Hafersuppe und den Kaffee herein, zog einen Stuhl neben den des Amtmanns und setzte sich.

Die Gnädige sah sie von oben herab an.

„Entschuldigen Sie, daß ich heut schon im voraus gefrühstückt habe", sagte Petra, „aber Hovelsen sollte doch abreisen, und da sagte sie, ich könnte mit ihr essen."

„Hovelsen pflegte stets hinterher zu essen", sagte die Gnädige mit deutlicher Betonung.

„Letta", mahnte der Amtmann.

„Wirklich, mochte sie das lieber?" sagte Petra.

Der Schatten eines Lächelns piepelte aus dem einen Mundwinkel des Amtmanns hervor.

„Gibt's was zu flicken und zu stopfen?" fragte Petra, nachdem sie den Amtmann mit seinen Zeitungen in seinem Winkel installiert und den Tisch abgedeckt hatte. „Stopfen kann ich sein, besonders Wollenes."

„Gut, daß Sie doch was können", murmelte die Gnädige. Eine Weile darauf stand Petra mit einem Arm voll Strümpfen, wollenen Unterjacken und Herrn Amtmanns Unaussprechlichen da. Aber auf ihrem Zimmer zu sitzen, wenn die Sonne so himlisch schien, das fiel Petra nicht ein. Sie schleppte den ganzen Haufen in die Laube hinein, und als Jenny sie hereinrief, um ihr beim Kochen zu helfen, ließ sie alles ruhig draußen liegen.

Als Wilhelm Weyer zum Mittagessen kam, flatterten ihm seines Onkels Unterhosen von einem la France-Bäumchen herab entgegen, während Tantes rosawollene Unterjacke sich vergebens von einem Zweig der Laube loszumachen versuchte.

„Aha, das neue Regime", dachte Wilhelm Weyer bei sich. Rrrrr. Kleine rasche, hüpfende Schritte anstatt Hovelsens unrhythmischem Gelatsche. Zwei lustige Augen in der Türritze.

„Guten Tag, Fräulein Felber. — Kandidat Weyer."

„Konnt' ich mir denken", lachte Petra und reichte ihm die Hand. Sie blieb stehen und sah ihn an, dabei lächelte sie.

„Na? Ich entspreche wohl nicht ganz der Beschreibung meiner Freundin Hovelsen?"

„Ich — hatte Sie mir eigentlich noch hübscher gedacht", sagte Petra aufrichtig.

„Das „noch" rettet die Sache, Fräulein. Mit mir ist es umgekehrt. Ich dachte Sie mir nicht so hübsch, als wir uns gestern abend begrüßten."

„Gestern abend?"

„Ja, gestern abend. Haben Sie schon vergessen, daß wir uns gestern abend gute Nacht gesagt haben?"

„Uff, Sie sind genau so'n Neckhans wie die Jungs zu Haus", sagte Petra.

„Und wie gefällt's Ihnen hier? Können Sie's aushalten mit den Alten?"

„Sie sind gar nicht so schlimm. Man kann's an der einen Stelle ebensogut aushalten wie an der andern, wenn man doch nicht da sein darf, wo man am liebsten möchte, nicht wahr?"

„Ist die „Männin" liebenswürdig?"

„Die Männin?"

„Na ja, Tante Letta — die Amtmännin. Wir nennen sie immer die Männin in der Familie."

„Der macht das Leben gewiß nicht arg viel Spaß. Sie ist ein bißchen griesgrämig. Aber daran bin ich gewöhnt. Maren zu Hause brummt oft noch toller."

Sie lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die tote Stadt.

Der Wirklichkeit nacherzählt von John C. Waters-Chicago.

Auf der Fahrt von Chicago nach St. Paul erzählte einer die Geschichte:

Vor rund fünfunddreißig Jahren fand ein junger Amerikaner in den Grenzbergen zwischen Kalifornien und Nevada Gold. Die Gegend war einsam, und den wenigen Fremden gegenüber, die ihm begegneten, wußte Jack Reynolds seine Entdeckung zu verheimlichen. So konnte er ein ansehnliches Stück Land erwerben, bevor die Kunde vom neuen Dorado bekannt wurde. Dann aber setzte eine wahre Völkerwanderung ein. Zu Fuß, zu Pferd, auf klapprigem Karren trafen die Glückssucher aus Kalifornien und Nevada, aus Arizona und Oregon ein. Reynoldsville war bald eine Stadt von zehntausend Einwohnern.

Reynolds selbst gab das Goldgraben auf. Er fühlte sich als Schöpfer dieser Wunderstadt, die über Nacht aus dem steinigen Erdboden aufgeschossen war. Wie konnte er da noch arbeiten? Außerdem hatte er erkannt, daß nicht das eigentliche Goldgraben den Menschen reich macht, sondern der Handel mit dem gelben Metall. So verkaufte er bald sein Land an eine Minengesellschaft, und mit dem Erlös gründete er in „seiner" Stadt eine Bank.

Er hatte in seinem neuen Berufe Erfolg. Dafür sorgten schon die Goldgräber und die Minenarbeiter, die ihre Ausbeute oder ihren guten Verdienst möglichst schnell im Spiel zu verlieren suchten. Das Gold kaufte Reynolds billig von den Gewinnern, und die Verlierer nahmen in ihrer Bedrängnis bei ihm Hypotheken auf. So dauerte es nur ein paar Jahre, und in der Stadt gab es kaum noch ein Haus, das nicht in Wirklichkeit Reynolds gehört hätte. Er war der Vampyr, der die anderen aussog. Alles haßte ihn.

Dann kam eines Tages der Zusammenbruch. Ebenso schnell wie der Aufstieg. Die großen Minen auf Jack Reynolds ehemaligem Lande gaben kein Gold mehr. Sie wurden geschlossen. Die Arbeiter flüchteten aus der Stadt, in der sie nur noch verhungern konnten. Die wenigen selbständigen Goldgräber folgten ihnen, weil die Verbindung mit der Außenwelt, die bisher von den Tragtierkolonnen der Minen unterhalten worden war, plötzlich abbrach. Die Stadt verödete, und Reynolds, der das von ihm gekaufte Gold nie aufstapelte, sondern rasch absetzte, war mit einem Schlage ein armer Mann. Was nützte es ihm, daß ihm die ganze Stadt gehörte? Sie hatte ja keinen Wert mehr. Dutzende von Kilometern von der nächsten Stadt entfernt, zwischen unwegsamen Bergen gelegen, war ihr die Zukunft genommen. Niemand würde sie wieder bewohnen, und die Häuser waren nicht einmal auf Abbruch zu verkaufen.

Der Schlag brachte Reynolds beinahe um seinen Verstand. Eine ganze Stadt, Hunderte von Häusern zu besitzen und doch ein armer Mann zu sein! Er wollte nicht weichen. Er konnte nicht glauben, daß sein Glück für immer geschwunden sein sollte. Die fixe Idee ergriff Besitz von seinem Hirn: Minen und Goldgräber haben sich verschworen, um dich zu vernichten. Sie erfanden das Märchen von der Erschöpfung der Goldfelder, damit die Stadt verödete und deine Hypotheken wertlos würden. Wenn du erst mürbe, zur Verzweiflung getrieben bist, dann hoffen sie, die Hypotheken gegen ein Butterbrot auslösen zu können, und plötzlich wird wieder Gold genug vorhanden sein. Du darfst nicht weichen!

So blieb er in der toten Stadt. Er war aber nicht der einzige Einwohner von Reynoldsville. Ein alter Goldgräber, der den Mut nicht mehr aufbrachte, sich auf die Suche nach einem neuen Dorado zu begeben, wich ebenfalls nicht. Dazu kam, daß ihn eine Wahnvorstellung beherrschte. Jahre, bevor Jack Reynolds die Goldfelder fand, war Mike Hammonds in der Gegend gewesen. Er hatte nur versäumt, seine Ansprüche beim Bodenamt rechtzeitig anzumelden, und so kam ihm der andere zuvor. Nun hielt Mike Hammonds den Bankier für einen Dieb, der ihn um sein Eigentum betrogen. Er wollte ihm das Feld nicht räumen. Einmal mußte der Mann kommen, der Mike zu seinem Rechte verhalf. Und dann sollte Jack Reynolds vor ihm zu Kreuze kriechen oder die Stadt verlassen, die er ergaunert hatte. Dann war Mike Hammonds Herr. Einerlei, ob in Reynoldsville Menschen wohnen würden oder nicht.

Außer den beiden lebte niemand mehr in der toten Stadt. Auf den Straßen schossen junge Bäume empor, Wind und Wetter rissen Löcher in die Hausdächer, die eisernen Schornsteine fraß der Rost. Wie zwei Gespenster schlichen Jack Reynolds und Mike Hammonds durch die Stadt. Keiner ging ohne Waffe, weil er dem anderen mißtraute, und wenn sie einander begegneten, so wagte keiner, dem anderen den Rücken zu kehren, weil er die Kugel des Feindes fürchtete.

Jahre vergingen in diesem stillen Kriege zwischen zwei Geistesgestörten. Da führte ein Zufall einen Kalifornier nach Reynoldsville. Es war der erste Fremde, der die tote Stadt seit dem großen Auszug betrat. Er kam auch nur zufällig, denn wer kümmerte sich um den Haufen verlassener Häuser dort hinten in der weglosen Wildnis?

Der Fremde ritt durch die leeren Straßen, an verfallenden Häusern entlang. Vor dem einstigen „Boardinghouse" sprang er ab. Er glaubte, für die Nacht hier unterkommen zu können. Die Tür war verschlossen. Die schmutzigen Fensterscheiben verhinderten den Einblick ins Innere. Der Fremde schüttelte den Kopf: Ist die Stadt hier verhext?

Da kam Jack Reynolds, der inzwischen ein rüstiger Sechzigjähriger geworden war. Er freute sich, endlich wieder einen Menschen zu sehen. So eilte er in die Bank, die er noch bewohnte, nahm eine Reihe Schlüssel vom Haken und zeigte dem Fremden „seine" Stadt und das eine oder andere seiner Häuser. Dort drinnen lag alles, wie es die Bewohner verlassen hatten, nur der Staub bildete auf den Möbeln eine dichte Decke. Und dann erzählte Jack Reynolds dem Fremden seine Geschichte und seine Hoffnung. Seine Augen leuchteten, als er sagte: „Meine Feinde zwingen mich nicht nieder. Eines Tages werden sie wiederkommen, den Betrieb wieder aufnehmen, und dann . . ."

„. . . und dann, du Schuft, dann nehmen wir dir alles, was du mir gestohlen hast, die ganze Stadt!" Reynolds und der Fremde fuhren herum. Dort hinten an der Tür stand ein alter Mann, dem die langen Haare tief ins Gesicht hingen. Aus seinen Augen sprach der Irrsinn. In der Hand hielt er die Büchse. „Fremder", legte er die zitternde Linke auf den Arm des Kaliforniers. „Bist du der, nach dem ich mich schon lange sehne, der mir recht gibt, der mir endlich sagt, daß mir die Stadt gehört und nicht diesem Diebe dort?"

„Nein", wollte der Kalifornier sagen. „Nein, ich bin es nicht. Ich kann euren Streit nicht entscheiden." Er kam nicht dazu, weil Jack Reynolds schrie: „Dieb? Nimm das Wort zurück, oder ich schlage dir den Schädel ein."

Da stellte sich der Fremde zwischen beide: „Leute, achtet doch wenigstens das Gastrecht und streitet euch nicht vor mir!" Keiner hörte auf ihn. Jack Reynolds schob ihn zur Seite, und dann beschimpften sie sich weiter. Der Fremde ging. Was wollte er noch hier? Zwischen Irrsinnigen war doch nicht mehr zu vermitteln, und sein eigenes Fell schien ihm mehr wert, als fixer Ideen wegen durchlöchert zu werden.

Er ritt aus der Stadt den Weg zurück, den er gekommen war. Dem nächsten Sheriff, an dessen Haus er nach Stunden vorüberkam, sagte er: „Drüben in der toten Stadt, in Reynoldsville, streiten sich die beiden letzten Einwohner. Es ist am besten, Sheriff, Sie sehen einmal nach dem Rechten."

Der Sheriff kam zu spät. Vor der Bank lagen Jack Reynolds und Mike Hammonds. Jeder hatte eine Kugel in der Brust, und jeder schien noch im Tode sagen zu wollen: „Ich habe recht."

Lehnworte im deutschen Sprachschatz.

Nicht uninteressant ist es zu beobachten, wie bei der Berührung des deutschen Kulturkreises mit fremden Kulturen die deutsche Sprache für Begriffe, die ihr bis dahin fremd waren, die Worte aus der fremden Sprache entlehnt und so verarbeitet hat, daß wir sie heute überhaupt nicht mehr als Fremdwörter empfinden, und jede Sprachreinigung vor ihnen haltmacht. So bei der Berührung der Germanen mit der ihnen in vielem überlegenen römischen Kultur. Aus ihrer Militärsprache wurden u. a. Wall (vallum), Pfahl (palus), Straße

(viastrata), Meile (milia passum), aus der Kaufmannssprache kaufen (caupo), Sack (saccus), Kiste (cista), Korb (corbis), Pfund (pondo) übernommen. Dem römischen Wein- Garten- und Feldbau wurden Ausdrücke wie Wein (vinum), mischen (miscere), Becher (bicarium), Kirsche (cerasus), Pflaume (pruna), Feige (ficus), Kohl (caulis), Pfeffer (piper), Senf (sinapis), pflanzen (plantare), pfropfen (propagare), Forke (furca), Flegel (flagellum) entnommen. Beim Übergang vom Holzhaus zum Steinhaus in Deutschland mußte der römische Sprachschatz die Worte für bis dahin unbekannte Begriffe wie Ziegel (tegula), Kalk (calcis), Mauer (murus), Fenster (fenestra), Pfeiler (pilarius), Kammer (camera), Keller (cellarium) und für mancherlei Gegenstände der Inneneinrichtung, wie Spiegel (speculum), Tisch (discus), Mühle (molina) liefern.

Mit der Einführung des Christentums und der Errichtung seiner Bildungsstätten, der Klöster (aus claustrum), kam eine Fülle neuer Wörter in unsere Sprache. Aus jener Zeit stammen Kirche (kyriakon), Priester (presbyter), Pfingsten (pentekoste, der 50. Tag), Küster (custos), Münster (monasterium), Dom (domus), Kreuz (crux), Pein (poena), Schule (schola), Tafel (tabula), Brief (brevis libellus), Siegel (sigillum), schreiben (scribere, verdrängte das altdeutsche Wort „ritzen“, wie wir es noch in den Worten Grundriß und im englischen „write“ finden). Auch die Worte Rose (rosa), Öl (oleum), Kappe (cappa), Mantel (mantellum), Meister (magister), Vogt (vocatus), haben ihren Ursprung in der lateinischen Klostersprache.

Auch die Berührung mit der französischen Ritterkultur des 12. und 13. Jahrhunderts hat ihre Spuren in unserer Sprache hinterlassen. Worte wie fein (fin), quitt (quitte), prüfen (prouver), Preis (prix) sind Lehnwörter jenes Zeitabschnitts.

Als dann das deutsche Rechtsleben die gewaltige Ueberfremdung durch das römische Recht durchmachte, hielten Worte wie Hypothek, Testament ihren Einzug in das deutsche Sprachtum.

Auch aus späteren Zeiten sind Fremdworte so eingedeutscht worden, daß man ihnen ihre Herkunft nicht mehr anmerkt, so Pulver (pulvis), Puppe (puppa), Brille (beryllus „Edelstein“), doppelt (double), Dutzend (douzaine), Stiefel (italienisch stivale), spazieren (spatiare), Kutsche und Peitsche aus dem Slawischen.

Dem Gewinn neuer Worte steht der Verlust alter Worte gegenüber, wenn die Sachen, die sie bezeichnen, durch Änderungen in der Volkswirtschaft, z. B. beim Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, vom deutschen zum römischen Rechtswesen, von der Hand- zur Maschinenarbeit, verschwinden. Der Satz des alten Heraklit „alles fließt“ hat auch für die Sprache des Volkes seine Bedeutung.



Bunte Chronik



* **Die Patienten des Pariser Zoo.** Der Pariser zoologische Garten hat auch seine Patienten. Das Empfangszimmer des Arztes und sein „Operationsraum“ befinden sich in einem großen Käfig. Der Arzt kommt täglich um neun Uhr und legt seine Instrumente auf einen Marmortisch. Der erste Patient erscheint: ein kleines böses Äffchen. Der Wächter erklärt, das Äffchen huste, magere zusehends ab. Der Arzt nimmt das Stetoskop und untersucht seinen kleinen Patienten. „Bronchitis. Geben Sie mir eine Flasche Jod, und halten Sie das Äffchen fest.“ Während der Arzt die Brust des Äffchens mit Jod beschmiert, spuckt es, brüllt und äußert die größte Verachtung für diese Kur. Der Wächter bringt den nächsten Patienten, einen alten Pelikan. Vor einer Woche passierte dem alten Vogel ein Malheur: eine Fischgräte blieb ihm im Halse stecken. Sie wurde vom Arzt entfernt. Und heute schon wieder, aber noch schlimmer, denn zusammen mit der Gräte verschluckte der Pelikan einen großen Angelhaken, der in seinem Rachen stecken geblieben war. Auch der Haken wird entfernt. Nun folgt ein junger Löwe. Das Tier wächst schlecht und leidet an Anämie. Es bekommt eine Spritze und soll in drei Tagen wieder erscheinen. Der letzte Patient ist der braune Bär Koko. Er hat Zahnschmerzen, aber wie soll man in den Rachen eines fünfjährigen Bären schauen? Koko wird festgebunden, auf den Tisch gelegt, und seine Schnauze mit Hilfe eines Eisenstabes aufgerissen. Der Arzt untersucht sein Gebiß. Der letzte Backenzahn ist gänzlich verfault. Eine Zange wird geholt, und unter furchtbarer Brüllbegleitung fliegt der schlechte Zahn heraus. Der Arzt wäscht seine Instrumente und legt sie zusammen. Die Sprechstunde ist beendet.



Rätsel-Ecke



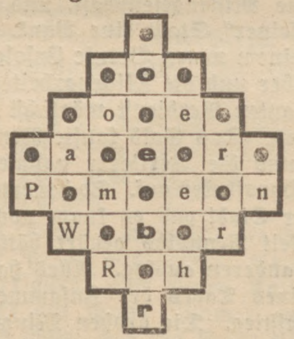
Sonderbare Sätze.

E Jlemi twe Jle. — Er stwa Egenda N N W ag en. — T Adel nis tle ich teral sb Esse rma c Hen. — Le Erefa Esse rkli Ngenho Hl. — Bie lek Dech everd Erbe nden br Et. — End egu Tal lesg ut. — E Sis tnic htal Lesg Oldwa sgla enz T.

Was bedeuten diese Sätze?

*

Füll-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, um Wörter zu bilden. Sind es die richtigen Wörter, so zeigt die senkrechte Mittellinie einen Teil des Jahres an.

*

Bitte, helfen Sie!

Einem Setzerlehrling sind die Zeilen zweier Witze durcheinander gekommen. Können Sie die Zeilen ordnen, so, daß zwei Witze zu lesen sind?

„Ei was, die werden nicht gleich sterben!“
„Nein, hab' keine Zeit. Muß meine
Partie?“
weil ich meine Rechenaufgabe nicht ge-
„Vati, darf mich der Lehrer schlagen
„Das nicht, aber — ich möchte gern
nicht.“
„Du beteiligst dich doch morgen an der
wegen etwas, das ich nicht gemacht habe?“
leben!“
macht hatte!“
Patienten besuchen!“
„Nein mein Junge, das dürfte er wohl
„Er hat mich aber heute doch gehauen,

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 250.

Silben-Rätsel = Vogelschießen.

*

Arithmetische Aufgabe.

Pantscher hatte anfänglich **16 Liter Wein** in seinem Fasse, zum Schlusse befanden sich darin **6 3/4 Liter Wein** und **9 1/4 Liter Wasser.**

*

Umwandlungs-Rätsel.

Errichte ein schönes Haus in deiner Seele Grund.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.